

MEDIEN UND GEWALT:

Michael Kunczik und Astrid Zipfel

Teil 3:

Einflussfaktoren im Wirkungsprozess

Nicht jede Form von Mediengewalt bewirkt bei jedem Rezipienten dieselben Effekte. Diese Erkenntnis hat sich in der Medien-und-Gewalt-Forschung inzwischen durchgesetzt. Welche Darstellungsformen von Gewalt aber sind als besonders risikoreich zu betrachten, welche Rezipienten gelten als besonders gefährdet? Um diese Fragen zu beantworten, werden im folgenden Beitrag Forschungsbefunde zur Rolle verschiedener inhaltlicher und rezipientenbezogener Merkmale im Wirkungsprozess vorgestellt.

In der Forschung herrscht weitgehende Einigkeit darüber, dass die Wirkung von Mediengewalt durch verschiedene Einflussfaktoren moderiert wird. Diese sollen im Folgenden vorgestellt und anhand von Forschungsbefunden in ihrer Bedeutung eingeschätzt werden.

Medieninhalte

Ausmaß und explizite Darstellung von Gewalt

Die vielen Inhaltsanalysen implizit zugrundeliegende Annahme, dass Gewaltdarstellungen umso stärker wirken, je zahlreicher sie sind, ist inzwischen relativiert wor-

den. Wenn auch die Gewaltmenge nicht bedeutungslos ist, so spielt doch der Kontext der Darstellung die wichtigere Rolle. Auch zwischen expliziter Brutalität und Auswirkungen beim Rezipienten besteht kein linearer, positiver Zusammenhang. Vielmehr können deutlich gezeigte negative Konsequenzen für das Opfer gewalthemmende Effekte entfalten (Grimm 1999). Außerdem spielen Wahrnehmungsunterschiede zwischen den Rezipienten eine wichtige Rolle (Früh 2001). Auch implizite violente Stimuli (z. B. das Gesicht des Bösewichts) können starke emotionale Reaktionen auslösen (z. B. Kalamas/Gruber 1998). Für Kinder gilt zudem, dass je nach Alter Filme wie *Bambi* oder *König der Löwen* durch die Thematisie-

nung von Verlassensängsten starke empathische Reaktionen hervorrufen und dadurch unter Umständen größere Angst bewirken können als Filme mit expliziter Gewalt, jedoch geringerem Empathiepotential für diese Zielgruppe (Kunczik 1998, S. 57; Caviola 2000).

Attraktivität des Gewalttäters

Da die Identifikation mit einer Fernsehfigur vermutlich deren Wirkung auf den Rezipienten verstärkt, kommt der Attraktivität gewalttätiger Protagonisten große Bedeutung zu. So neigen z. B. Kinder dazu, sich mit Heldenfiguren zu identifizieren, die sich durch außergewöhnliche Stärke und besondere Fähigkeiten auszeichnen und durch ihre äußere Erscheinung faszinieren (z. B. Groebel 2001; Paus-Haase 1998; 1999; Caviola 2000; Götz/Ensinger 2002). Fuchs, Lamnek und Luedtke (2001) konstatierten zwar, dass nur 3,4% der von ihnen untersuchten Schüler Vorbilder in Helden aus Kriegs- und Actionfilmen sahen; diese Schüler wiesen jedoch auch eine höhere Gewaltbereitschaft auf.

»Für Kinder gilt zudem, dass je nach Alter Filme wie *Bambi* oder *König der Löwen* durch die Thematisierung von Verlassensängsten starke empathische Reaktionen hervorrufen und dadurch unter Umständen größere Angst bewirken können als Filme mit expliziter Gewalt, jedoch geringerem Empathiepotential für diese Zielgruppe.«

Rechtfertigung und Konsequenzen der Gewalt für den Täter

Der Lerntheorie zufolge wird Gewaltverhalten eher gelernt und ausgeführt, wenn Gewalt als gerechtfertigt und/oder als belohnt (bzw. nicht bestraft) dargestellt wird. Die Befunde von Früh (2001) deuten darauf hin, dass Rezipienten als gerechtfertigt dargestellter Gewalt mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen und weniger Mitgefühl mit den Opfern empfinden. Hogben (1998) fand in seiner Metaanalyse einen stärkeren Zusammenhang zwischen Mediengewalt und Aggression für gerechtfertigte als für ungerechtfertigte Gewaltdarstellungen. Auch neuere Experimente (z. B. Krmar/Cooke 2001) liefern Hinweise darauf, dass die Darstellung von Gewalt als provoziert, gerechtfertigt bzw. nicht bestraft Einfluss auf die Beurteilung von Gewaltdarstellungen durch Kinder nehmen kann. Hopf (2001, S. 164) kam in einer qualitativen Studie mit älteren Probanden (18–22 Jahre) zu dem Ergebnis, dass sich gewaltbereite und nicht gewalt-

bereite Jugendliche in ihrer Ablehnung nicht gerechtfertigt erscheinender und in ihrer Zustimmung zu gerechtfertigt erscheinender Gewalt ähnelten, die Haltung der gewaltbereiten Jugendlichen aber eine andere subjektive Bedeutung besaß: „Sie assoziieren eigene Gewalthandlungen und können mit der positiven Bewertung der gerechtfertigt erscheinenden filmischen Gewaltdarstellung zugleich auch die vergleichbaren eigenen Gewalthandlungen rechtfertigen.“ In einem Experiment von Grimm (1999) bekam eine Gruppe nur einen (scheinbar unmotivierten) Gewaltausbruch eines Protagonisten (Rambo) gezeigt, eine andere Gruppe sah zuvor eine Sequenz, in der der Protagonist ohne ersichtlichen Grund verhaftet und gedemütigt wird. In beiden Gruppen war keine Steigerung, sondern eher eine Verminderung aggressiver Einstellungen festzustellen. Ein Unterschied bestand im Hinblick auf die Gewaltlegitimation. Die Seher der kompletten Version betrachteten Rambos Handeln im intrafiktionalen Kontext als verständlicher, dies ging allerdings nicht mit einer Legitimierung von Gewalt im extrafiktionalen Kontext (d. h. in der Realität) einher.

Darstellung negativer Konsequenzen für das Opfer

Neuere Untersuchungen sprechen dafür, dass die Darstellung des Leidens von Opfern eine abschreckende Wirkung auf die Rezipienten ausübt. Grimm (1999, S. 431) unterscheidet zwischen „schmutziger“ Gewalt, d. h. in ihren grausamen Konsequenzen detailliert gezeigter extremer Brutalität, und „sauberer“ Gewalt, die „eine leichte, unblutige Ausführung von Gewalthandlungen“ suggeriert. In einem Experiment kam er zu dem Ergebnis, dass die alleinige Darstellung „schmutziger“ Gewalt höhere Aggressionshemmungen sowie mehr Angst erzeugte als die alleinige Darstellung „sauberer“ Gewalt. In einem weiteren Experiment zeigte Grimm den Probanden (in unterschiedlicher Reihenfolge) Szenen mit Männergewalt gegen Frauen bzw. Frauengewalt gegen Männer. Bei der Variante, in der zunächst Männergewalt gegen Frauen und dann Frauengewalt gegen Männer gezeigt worden war, stieg die Gewaltbereitschaft der Männer an, die der Frauen ging zurück. Wurden die Sequenzen in

Anmerkungen:

1 Grimm (2002, S. 168) schreibt: „Analog zur tugendgeleiteten Aggression *Robespierres*, dem zum Ausgleich für verübtes Unrecht durch die Vertreter des *Ancien Régime* jedes Gewaltmittel gegen diese recht war, produzierten die männlichen ‚Savage Street‘-Seher [...] angesichts einer die Gerechtigkeit und den Stolz verletzenden *Frauengewalt gegen Männer* aggressive Überschüsse, in denen sich moralische Empörung höchst unmoralisch mit Rachegefühlen und Aggressionen mischte.“ Bei Frauen sei es nur aufgrund ihrer hohen Angstwerte nicht zu einer Steigerung alltagsbezogener Gewalteinstellungen gekommen.

2 Einige Autoren betonen, dass Geschlechtsrollen von verschiedenen Personen unterschiedlich stark internalisiert werden und daher die Stärke der Identifikation mit typisch männlichen bzw. weiblichen Eigenschaften und Verhaltensweisen Reaktionen auf Medieninhalte besser vorhersagen kann als das biologische Geschlecht (z. B. Oliver/Sargent/Weaver 1998).

3 Zu den Symptomen gehören geringeres Mitfühlen mit Opfern, die Fähigkeit, mehr Gewalt zu ertragen als psychisch „normale“ Kinder, eine Interpretation harmloser Situationen als bedrohlich, eine unterschwellige, chronische Wut, die ihre Welt-sicht bestimmt und dazu führt, dass die betroffenen Personen Schwierigkeiten haben, angemessen auf ihre soziale Umwelt zu reagieren, sowie eine besondere Anziehungskraft von Gewalt-situationen.

4 In einigen Untersuchungen wurden Beziehungen zwischen einem niedrigen sozioökonomischen Status und stärkeren Auswirkungen von Fernsehgewalt gefunden, die vermutlich auf den höheren Fernseh(gewalt)-konsum in dieser Bevölkerungsgruppe zurückgehen (z. B. Comstock/Scharrer 2003, S. 210f.).

»Die Befunde bisheriger Studien sprechen dafür, dass die Fähigkeit, zwischen Tatsächlichem und Erfundenem zu unterscheiden, zwar Angstreaktionen, aber nicht unbedingt aggressionsfördernde Wirkungen reduzieren kann.«

umgekehrter Reihenfolge gezeigt, ging die Gewalttendenz der Männer zurück. Die der Frauen blieb gleich, Gewalt wurde von ihnen jedoch als legitimer eingeschätzt, und es kam zu einer deutlichen Steigerung der Angst. Grimm folgert aus diesem Ergebnis, dass sich die Probanden offensichtlich nicht mit dem Täter, sondern mit dem Opfer identifizierten, eine von der Gewaltdarstellung bewirkte Aggressionshemmung jedoch durch ein geschlechtshomologes Opfer am Ende unterlaufen werden könne. Den Effekt, dass eine Einfühlung in das Opfer zu moralischer Empörung und dadurch zu einer violenzsteigernden Wirkung führt, hat Grimm „Robespierre-Affekt“ genannt.¹ Grimm (1999, S. 693) folgert, dass die Darstellung von Filmopfern keinerlei „Gewähr für friedliche Spielfilmgewaltseher“ biete, sondern die Wirkung von der Dramaturgie abhängig sei.

Darstellung von Waffen

Vor allem im Kontext des Priming-Konzepts durchgeführte Studien (z. B. Berkowitz/Le Page 1967; Anderson/Benjamin/Bartholow 1998; Bartholow u. a. 2005) sprechen dafür, dass Waffen einen Schlüsselreiz darstellen, der die Erinnerung an früher rezipierte violente Ereignisse aktiviert und so möglicherweise Aggression auslöst („Waffen-effekt“). Auf Verhaltenseffekte kann aus den Befunden jedoch nicht geschlossen werden. Außerdem wirken Wissensstrukturen und Lebenserfahrungen als moderierende Einflussfaktoren.

Realitätsgehalt

Zumeist wird die Annahme vertreten, dass reale bzw. realistische Gewaltdarstellungen einen größeren Effekt auf die Entstehung sowohl von Furcht als auch von aggressiven Reaktionen besitzen als fiktive bzw. unrealistische. Der Befund einiger Studien, Kinder könnten (zumindest ab einem gewissen Alter) sehr gut zwischen Realität und Fiktion differenzieren, wird oft mit der Folgerung verbunden, dass daher mit negativen Auswirkungen nicht zu rechnen sei. Allerdings werden selten Verhaltenseffekte untersucht. Gerade hierin liegt aber das entscheidende Problem, das Freitag und Zeitter (1999; 2001) mit der Frage auf den Punkt bringen: „Schützt Wissen vor

Wirkung?“ Die Befunde bisheriger Studien sprechen dafür, dass die Fähigkeit, zwischen Tatsächlichem und Erfundenem zu unterscheiden, zwar Angstreaktionen, aber nicht unbedingt aggressionsfördernde Wirkungen reduzieren kann. Hinzu kommt, dass sich die meisten Studien lediglich mit der *Faktizität* bzw. *Tatsächlichkeit* befasst haben, d. h. damit, ob Kinder erkennen, wann es sich bei einer Darstellung um die Wiedergabe tatsächlicher Ereignisse und wann um inszenierte Inhalte handelt. Wichtig ist aber auch der *soziale Realismus* von Gewaltinhalten, d. h. die Frage, ob sich die gezeigten Vorgänge im wirklichen Leben so abspielen könnten. Folgt man Freitag und Zeitter (ebd.), so kann Wissen keine Schutzeffekte entfalten, wenn es nicht mit einer (negativen) Bewertung verbunden ist. Nathanson (2004) argumentiert ebenfalls, dass das Verständnis der Rezipienten für die technischen Komponenten des Fernsehens nicht unbedingt vor negativen Folgen von Mediengewalt schütze. Im Gegenteil werde dadurch das Interesse an Gewaltdarstellungen noch gefördert. Zudem können Zuschauer, vor allem Kinder, z. B. aus Gründen sozialer Akzeptanz in der Peergroup, auch Darstellungen zum Verhaltensmaßstab machen, von denen sie wissen, dass sie nicht real sind.

Humor

In Frühs Rezeptionsstudie nahmen die Probanden in einem humorvollen Kontext weniger Gewalt wahr, genossen die Darstellung mehr, zeigten weniger Angst und weniger Empathie mit dem Opfer. Früh (2001, S. 121 f.) erklärt dies damit, dass humoristisch verfremdete Gewalt z. T. gar nicht als Gewalt identifiziert wurde, und wenn doch, Humor eine faszinierte Rezeption ohne schlechtes Gewissen ermöglicht habe. Was die Wirkung betrifft, erlauben die vorliegenden Befunde sowohl die Schlussfolgerung, dass Humor Aggression durch Ablenkung und Stimmungsverbesserung reduziert, als auch, dass Humor erregend wirkt und auf diese Weise Aggression fördert, den Täter attraktiver erscheinen lässt und so die Identifikation mit ihm erhöht bzw. zur Verharmlosung von Gewalt beiträgt und die Hemmschwelle zur eigenen Gewaltanwendung senkt (z. B. Potter/Warren 1998). Um zu aussagekräftigen Befunden zu kommen, ist es wichtig, zwischen verschiedenen Formen von Humor (z. B. Slapstick versus sadistische Gewalt) zu unterscheiden. In dieser Hinsicht fehlen allerdings noch zuverlässige Forschungsbefunde.

Genre

Im Hinblick auf das Genre ist nicht nur von Bedeutung, welche Kontextfaktoren wie häufig in welchem Genre vorkommen, sondern auch, welche Erwartungen (auch in Bezug auf die Darstellung von Gewalt) Zuschauer damit verbinden (Buckingham 2000, S. 136; Vogelgesang

Literatur:

Anderson, C. A./

Benjamin, A. J./

Bartholow, B. D.:

Does the gun pull the trigger? Automatic priming effects of weapon pictures and weapon names. In: Psychological Science, 9/1998, S. 308–314

Bartholow, B. D. (u. a.):

Interactive effects of life experience and situational cues on aggression: The weapons priming effect in hunters and nonhunters. In: Journal of Experimental Social Psychology, 41/2005, S. 48–60

Berkowitz, L./Le Page, A.:

Weapons as aggression-eliciting stimuli. In: Journal of Personality and Social Psychology, 7/1967, S. 202–207

Buckingham, D.:

After the death of childhood. Growing up in the age of electronic media. Cambridge, MA 2000

Bushman, B. J./

Huesmann, L. R.:

Effects of televised violence on aggression. In: D. G. Singer/J. L. Singer (Hrsg.): Handbook of children and the media. Thousand Oaks, CA/London/New Delhi 2001, S. 223–254

Cantor, J.:

„Mommy, I'm scared“: How TV and movies frighten children and what we can do to protect them. San Diego, CA 1998

Caviola, S.:

Vorschulkinder und Gewalt im Kinderprogramm. Eine qualitative Untersuchung zur Rezeption gewalthaltiger Fernsehhalte durch Vorschulkinder. Münster 2000

2000; Mikos 2001, S. 20). Rezipienten mit geringerer Genrekompentenz werden z. B. Horrorfilme als gewalttätiger empfinden als solche Zuschauer, die um Genrekonventionen wissen, und Gewaltdarstellungen in Genres, in denen sie auf diese Weise üblicherweise nicht vorkommen, werden als gewalttätiger und furchteinflößender wahrgenommen (z. B. Geisler 1998; Caviola 2000; Hargrave 2003). Ob die Wirkung von Gewaltdarstellungen – über den Effekt der Angstauslösung hinaus – durch Genrekompentenz bzw. die Erwartbarkeit beeinflusst wird, ist allerdings eine empirisch noch nicht überzeugend geklärte Frage.

Rezipienten

Alter

In der Forschung herrscht weitgehende Übereinstimmung, dass Wirkungen von Mediengewalt bei (vor allem jüngeren) Kindern stärker ausfallen. Ein genereller, linearer Zusammenhang zwischen Alter und Gewaltwirkung konnte jedoch nicht konstatiert werden. Altersbedingte Wirkungsunterschiede werden vor allem mit den verschiedenen weit entwickelten Informationsverarbeitungskapazitäten begründet. Beispielsweise ist das Ableiten von Folgerungen und die logische Verknüpfung von Szenen eine kognitive Fähigkeit, die sich erst mit der Zeit entwickelt, so dass z. B. auch erst allmählich Verbindungen zwischen einer Gewalttat und einer späteren Bestrafung des Täters hergestellt werden. Außerdem wird Mediengewalt unterschiedlich wahrgenommen, je nachdem, welche (Entwicklungs-) Themen für ein Kind gerade relevant sind. Hierfür sprechen auch die Befunde Grimms (1999, S. 720), der in seinen Experimenten mit unterschiedlich alten Probanden (ab 11 Jahren) konstatierte, dass das, was Älteren als extrem gewalttätig erscheine, für Jüngere „oft nur ein symbolisches Material“ sei, „um Selbstbewusstsein und Ich-Stärke zu exerzieren.“ Die Affinität Jugendlicher zu violenten Medieninhalten begründe noch kein besonderes Wirkungsrisiko. In Bezug auf Angstauslösung erwiesen sich z. B. 12- bis 15-Jährige sogar als weniger empfindlich als ältere Rezipienten. Aus der Rezeption blutiger Gewaltszenen ergab sich auch kein „jugendtypischer Aggressionseffekt“ (ebd., S. 721). Empfänglicher zeigten sich junge Zuschauer nur im Hinblick auf „unterschwellig sozial desorientierende Inhalte“ wie rassistisch-ethnische Feindbilder, Kriegsverherrlichung oder rechtsradikales Gedankengut.

Neben einem Alterseffekt nehmen einige Autoren auch einen *Generationseffekt* im Umgang mit Mediengewalt an. Den meisten Erwachsenen fehle z. B. bei Horrorfilmen „der passende Entschlüsselungscode, um hinter die dramaturgischen Kulissen zu schauen und die Spannungsinszenierung zu genießen“ (Vogelgesang 2000, S. 190).

Comstock, G./Scharrer, E.: *Meta-analyzing the controversy over television violence and aggression.* In: D. A. Gentile (Hrsg.): *Media violence and children. A complete guide for parents and professionals.* Westport, CT/London 2003, S. 205–226

Cornelißen, W.: *Fernsehgebrauch und Geschlecht. Zur Rolle des Fernsehens im Alltag von Frauen und Männern.* Wiesbaden 1998

Effinger, S.: *Eine andere Welt: Frauen, Männer und Gewaltwahrnehmung. Eine Untersuchung zur geschlechtsspezifischen Rezeption von Gewaltinhalten in Medien.* Bochum 1995

Freitag, B./Zeitter, E.: *Realität und Fiktion bei Gewaltdarstellungen oder: Schützt Wissen vor Wirkung?* In: tv diskurs, Ausgabe 10 (Oktober 1999), S. 10–19

Freitag, B./Zeitter, E.: *Unterschiede und Zusammenhänge bei der Beurteilung von Alltags- und Fernsehgewalt durch Kinder. Vier Hypothesen.* In: tv diskurs, Ausgabe 16 (April 2001), S. 22–29

Früh, W.: *Gewaltpotentiale des Fernsehangebots. Programmangebot und zielgruppenspezifische Interpretation.* Wiesbaden 2001

Fuchs, M./Lamnek, S./Luedtke, J.: *Tatort Schule: Gewalt an Schulen 1994–1999.* Opladen 2001

Geisler, S.: *„Mord ist ihr Hobby“ – Wahrnehmung von Gewalt in Krimserien. Beitrag zum Medienpädagogischen Preis für wissenschaftlichen Nachwuchs 1997.* In: tv diskurs, Ausgabe 4, (April 1998), S. 98–104

Götz, M./Eisinger, C.: *Faszination Dragon Ball (Z): Zwischen starken inneren Bildern und Aggressionsbereitschaft. Eine qualitative Studie zur Bedeutung von Dragon Ball (Z) für Kinder und Pre-Teens (6 bis 15 Jahre).* München 2002

Grimes, T. u. a.: *Is psychopathology the key to understanding why some children become aggressive when they are exposed to violent television programming?* In: *Human Communication Research*, 30/2004, S. 153–181

Grimm, J.: *Fernsehgewalt. Zuwendungsattraktivität, Erregungsverläufe, sozialer Effekt. Zur Begründung und praktischen Anwendung eines kognitiv-physiologischen Ansatzes der Medienrezeptionsforschung am Beispiel von Gewaltdarstellungen.* Opladen/Wiesbaden 1999

Grimm, J.: *Wirkungsforschung II: Differentiale der Mediengewalt – Ansätze zur Überwindung der Individualisierungs- und Globalisierungsfalle innerhalb der Wirkungsforschung.* In: T. Hausmanning/T. Bohrmann (Hrsg.): *Mediale Gewalt. Interdisziplinäre und ethische Perspektiven.* München 2002, S. 160–176

Groebel, J.: *The UNESCO global study on media violence.* In: D. G. Singer/J. L. Singer (Hrsg.): *Handbook of children and the media.* Thousand Oaks, CA/London/New Delhi 2001, S. 255–268

Hargrave, A. M.: *How children interpret screen violence.* London 2003

Hogben, M.: *Factors moderating the effect of televised aggression on viewer behavior.* In: *Communication Research*, 25/1998, S. 220–247

Hopf, C.: *Gewalt, Biographie, Medien. Qualitative Analysen zur subjektiven Bedeutung filmischer Gewaltdarstellungen.* In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 21/2001, S. 150–169

Kalamas, A. D./Gruber, M. L.: *Electrodermal responses to implied versus actual violence on television.* In: *The Journal of General Psychology*, 125/1998, S. 31–37

Kiewitz, C./Weaver, J. B.: *Trait aggressiveness, media violence, and perception of interpersonal conflict.* In: *Personality and Individual Differences*, 31/2001, S. 821–835

Krcmar, M./Cooke, M. C.: *Children's moral reasoning and their perceptions of television violence.* In: *Journal of Communication*, 51/2001, S. 300–316

Kunczik, M.: *Gewalt und Medien.* Köln/Weimar/Wien 1998, 4. Auflage

Lösel, F./Bliesener, T.: *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen. Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen.* München/Neuwied 2003

Mikos, L.: *Ästhetik der Gewaltdarstellung in Film und Fernsehen. Genrespezifisch und Faszination für den Zuschauer.* In: tv diskurs, Ausgabe 16 (April 2001), S. 16–21

Nathanson, A. I.: *Factual and evaluative approaches to modifying children's responses to violent television.* In: *Journal of Communication*, 54/2004, S. 321–336

Oliver, M. B.: *The respondent gender gap.* In: D. Zillmann/P. Vorderer (Hrsg.): *Media entertainment. The psychology of its appeal.* Mahwah, NJ/London 2000, S. 215–234

Oliver, M. B./Green, S.: *Development of gender differences in children's responses to animated entertainment.* In: *Sex Roles*, 45/2001, S. 67–88

Oliver, M. B./Sargent, S. L./Weaver, J. B.: *The impact of sex and gender role self-perception on affective reactions to different types of film.* In: *Sex Roles*, 38/1998, S. 45–62

Paik, H./Comstock, G.: *The effects of television violence on antisocial behavior: A meta-analysis.* In: *Communication Research*, 21/1994, S. 516–546

Paus-Haase, I.: *Heldenbilder im Fernsehen. Eine Untersuchung zur Symbolik von Serienfavoriten.* Opladen 1998

Paus-Haase, I.:

Zur Bedeutung von Medienhelden in Kindergarten, Peer-Groups und Kinderfreundschaften. Eine Untersuchung zum Umgang von Vorschulkindern mit Mediensymbolik im lebensweltlichen Zusammenhang. In: Rundfunk und Fernsehen, 47/1999, S. 5–24

Potter, W. J./Warren, R.:

Humor as camouflage of televised violence. In: Journal of Communication, 48/1998, S. 40–57

Raitzel, J.:

Delinquenz und Medien im Jugendalter. Befunde zu Kriminalität, Fernseh-/Filmkonsum und Computerspielnutzung. In: Unsere Jugend, 55/2003, S. 179–185

Röser, J.:

Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext. Eine Cultural Studies-Analyse über Medienaneignung in Dominanzverhältnissen. Wiesbaden 2000

Röser, J./Kroll, C.:

Was Männer und Frauen vor dem Bildschirm erleben: Rezeption von Sexismus und Gewalt im Fernsehen. Düsseldorf 1995

Scharrer, E.:

Men, muscles, and machismo: The relationship between television violence exposure and aggression and hostility in the presence of hypermasculinity. In: Media Psychology, 3/2001, S. 159–188

Schlesinger, P. u. a.:

Women viewing violence. London 1992

Schlesinger, P. u. a.:

Men viewing violence. London 1998

Selg, H./Lukesch, H.:

„Gewaltverherrlichung kann gefährlich sein“. Ein Gespräch. In: Psychologie heute, 4/1999, S. 44–49

Vogelgesang, W.:

Asymmetrische Wahrnehmungsstile. Wie Jugendliche mit neuen Medien umgehen und warum Erwachsene sie so schwer verstehen. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 20/2000, S. 181–202

Geschlecht

Bisherige Forschungsbefunde deuten darauf hin, dass zwar sowohl männliche als auch weibliche Rezipienten von schädlichen Folgen der Mediengewalt betroffen sein können, die Effekte für männliche Personen aber stärker ausfallen (z. B. Paik/Comstock 1994). Es fragt sich allerdings, ob dieses Ergebnis auch heute noch Gültigkeit besitzt. Einige Autoren (z. B. Bushman/Huesmann 2001; Kiewitz/Weaver 2001) vermuten, dass sich die Effekte für Frauen im Laufe der Zeit verstärkt haben, da im Fernsehen mehr aggressive weibliche Modelle zu sehen seien und weibliches Aggressionsverhalten sozial akzeptabler geworden sei. Die Entwicklung der Effektstärken für beide Geschlechter ist allerdings im Zeitverlauf noch nicht untersucht worden.

Dass Mädchen bzw. Frauen in Bezug auf violentes Verhalten durch Mediengewalt generell als etwas weniger gefährdet betrachtet werden, dürfte auch damit zusammenhängen, dass sie eine geringere Präferenz für gewalttätige Medieninhalte aufweisen (z. B. Oliver 2000). Diese unterschiedlichen Präferenzen sind bereits bei Kindern im Alter zwischen 3 und 5 Jahren festzustellen (z. B. Cantor 1998). In Einklang mit der stärkeren weiblichen Abneigung gegenüber Mediengewalt steht der relativ gut abgesicherte Befund, dass Frauen bzw. Mädchen mit mehr Furcht auf Gewaltdarstellungen reagieren als Männer bzw. Jungen (z. B. Cornelißen 1998). Darüber hinaus zeigen Frauen zumeist mehr Empathie, vor allem mit den Opfern, was ebenfalls gewaltmindernd wirken kann (Grimm 1999).

Als eine mögliche Ursache für Geschlechtsunterschiede bei der Rezeption von Mediengewalt ist zu vermuten, dass die Entwicklung eines Bewusstseins für das eigene Geschlecht zu einer stärkeren Aufmerksamkeit gegenüber gleichgeschlechtlichen Fernsehfiguren führt, was dann langfristig unterschiedliche Mediennutzungspräferenzen und Wirkungspotentiale nach sich zieht. Da in den Medien generell männliche Figuren dominieren, wird männlichen Rezipienten ein größeres Identifikationspotential geboten. Ob diese Darstellungsunterschiede die Reaktionen der Rezipienten allerdings tatsächlich beeinflussen, ist noch umstritten.²

Möglicherweise wirkt sich die Internalisierung dieser Geschlechterstereotype im Sozialisationsprozess auch auf unterschiedliche Reaktionen auf Mediengewalt aus. Hierfür sprechen Studien, die Geschlechtsunterschiede in der Reaktion auf Medieninhalte eher für ältere als für jüngere Kinder fanden (z. B. Oliver/Green 2001). Interessant ist in diesem Zusammenhang die Vermutung von Caviola (2000), dass die von ihr festgestellten stärkeren Angstreaktionen von Mädchen im Kindergartenalter darauf zurückgehen, dass diese von ihren Müttern in stärkerem Maße als Jungen vor schädlichen Medieninhalten

zu bewahren versucht würden und sie deshalb als bedrohlicher wahrnehmen. Verschiedene Forscher (z. B. Schlesinger u. a. 1992; 1998; Effinger 1995; Röser/Kroll 1995; Röser 2000) sind außerdem der Auffassung, dass Frauen aufgrund (geschlechtsgebundener) gesellschaftlicher Dominanz- und Machtverhältnisse (und evtl. eigener Gewalterfahrung) mit einer größeren Angst vor einer Opferwerdung – vor allem durch männliche (sexuelle) Gewalt – aufwachsen und daher anders (vor allem ängstlicher) auf Gewaltdarstellungen reagieren.

Insgesamt müssen Befunde zur geschlechtstypischen Wahrnehmung von Mediengewalt, die auf Selbstangaben beruhen, mit Vorsicht interpretiert werden, da das Antwortverhalten möglicherweise von genau den Geschlechterstereotypen determiniert wird, die als Wirkungsursachen zur Debatte stehen. So könnte z. B. das Ergebnis, dass Frauen ängstlicher auf Mediengewalt reagieren, zumindest z. T. darauf zurückgeführt werden, dass es für Frauen sozial akzeptabler ist, ihre Furcht zu bekennen. Ebenso könnte bei Frauen das Zugeben gewalttätiger Verhaltensdispositionen eher als bei Männern Hemmungen unterliegen.

Intellektuelle Fähigkeiten

Studien zum Einfluss intellektueller Fähigkeiten auf die Wirkung von Gewaltdarstellungen sind rar. Dabei kann sowohl eine stärkere Wirkung bei weniger ausgeprägten intellektuellen Fähigkeiten angenommen werden (weil solche Kinder im Durchschnitt mehr fernsehen) als auch eine stärkere Wirkung bei ausgeprägteren intellektuellen Fähigkeiten, weil diese das Beobachtungslernen (auch in Bezug auf gewalttätige Modelle) begünstigen könnten (zu einem Überblick z. B. Bushman/Huesmann 2001, S. 244).

Persönlichkeitseigenschaften

Weitgehende Übereinstimmung herrscht darüber, dass bestimmte Persönlichkeitseigenschaften negative Auswirkungen von Fernsehgewalt begünstigen. Hierzu gehören insbesondere aggressive Charakterzüge. Untersucht wurden aber auch andere Persönlichkeitsfaktoren wie z. B. „Disruptive Behavioural Disorders“, eine Gruppe psychischer Störungen (Grimes u. a. 2004),³ oder „Hypermaskulinität“ (Idealisierung stereotyper maskuliner, „machohaft“ Züge; Scharrer 2001).

Soziales Umfeld

Die bisherigen Forschungsbefunde sprechen eindeutig dafür, dass das soziale Umfeld, vor allem von Kindern und Jugendlichen (Familie, Schule, Gleichaltrige etc.), eine wichtige Moderatorwirkung bei der Entstehung

»Insgesamt unterstreichen Studien, die zur Erklärung violenten Verhaltens neben dem Medienkonsum auch andere Einflussfaktoren, vor allem das soziale Umfeld, einbeziehen, dass Gewalttätigkeit nicht auf eine einzige Ursache, sondern auf ein ganzes Ursachenbündel zurückzuführen ist.«

violenten Verhaltens besitzt. Zentral ist in diesem Zusammenhang vor allem, welche Vorbildfunktion vom sozialen Umfeld sowohl im Hinblick auf die Mediennutzung⁴ als auch in Bezug auf gewalttätiges Handeln ausgeht. Kinder, um die sich die Eltern, die selbst nicht aggressiv sind, intensiv kümmern, sind viel weniger gefährdet als solche, die einem vernachlässigenden Erziehungsstil ausgesetzt sind, und vor allem als solche, die viel Gewalt in ihrem unmittelbaren Umfeld erleben, so dass violente Medienmodelle für sie eine besondere Anziehungskraft besitzen (instrumenteller Nutzen) bzw. deren Verhalten aufgrund der erlebten Realität als „normal“ eingeschätzt wird. Solche Kinder sind in Bezug auf violente Verhaltensmodelle quasi einer „doppelten Dosis“ ausgesetzt. Violenter Medienkonsum und eigene violente Erfahrungen verstärken sich hier in einem Wechselwirkungsprozess gegenseitig (z. B. Selg 1999, S. 46). Insgesamt unterstreichen Studien, die zur Erklärung violenten Verhaltens neben dem Medienkonsum auch andere Einflussfaktoren, vor allem das soziale Umfeld, einbeziehen, dass Gewalttätigkeit nicht auf eine einzige Ursache, sondern auf ein ganzes Ursachenbündel zurückzuführen ist (z. B. Lösel/Bliesener 2003; Raithel 2003). Es ist davon auszugehen, dass verschiedene Risikofaktoren, wenn sie zusammentreffen und nicht durch andere „Schutzfaktoren“ (z. B. stabile Familienverhältnisse) ausgeglichen werden, bei den betroffenen Personen zur Herausbildung aggressiver Persönlichkeiten und Verhaltensweisen führen können. Innerhalb dieses Ursachenbündels leistet der Konsum violenter Medieninhalte einen meist eher kleinen Beitrag.

Zusammenfassung

Mit aller aufgrund z. T. widersprüchlicher und methodisch problematischer Studien angebrachten Vorsicht lässt sich die Forschungslage folgendermaßen zusammenfassen: Auswirkungen von Mediengewalt auf reales Aggressionsverhalten sind am ehesten bei jüngeren, männlichen, sozial benachteiligten Vielsehern zu erwarten, die bereits eine violente Persönlichkeit besitzen, in violenten Familien mit hohem Fernseh(gewalt)konsum aufwachsen, in der Schule viel Gewalt erfahren und violenten bzw. delinquenten

Peergroups angehören. Dies gilt insbesondere, wenn sie Medieninhalte konsumieren, in denen Gewalt in einem realistischen und/oder humorvollen Kontext präsentiert wird, gerechtfertigt erscheint, von attraktiven, erfolgreichen, dem Rezipienten ähnlichen Protagonisten mit hohem Identifikationspotential ausgeht, nicht bestraft wird und dem Opfer keinen sichtbaren Schaden zufügt.

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass die einzelnen Faktoren interagieren können. So hängt z. B. die Wahrnehmung von Gewalt von Personeneigenschaften ab, ein violentes soziales Umfeld kann den wahrgenommenen Realismus von Gewalt beeinflussen, eine aggressive Persönlichkeitsstruktur kann das Resultat entsprechender sozialer Verhältnisse und des Konsums violenter Medieninhalte sein etc.

Die bislang noch nicht erfolgte konkrete Bestimmung des Zusammenspiels verschiedener medialer und nicht medialer Risikofaktoren ist eine wichtige Forschungsaufgabe und eine zentrale Voraussetzung zur Ableitung praktischer Ratschläge zur Gewaltprävention.

Dr. Michael Kunczik ist Professor für Kommunikationswissenschaften an der Universität Mainz.



Dr. Astrid Zipfel ist Akademische Rätin am Sozialwissenschaftlichen Institut, Abteilung Kommunikations- und Medienwissenschaft, an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

